

Unverkäufliche Leseprobe



Frauke Meyer-Gosau

Eine Reise zu

Einmal muss das Fest ja kommen

Ingeborg

Bachmann

C.H.Beck

Frauke Meyer-Gosau
Einmal muss das Fest ja kommen
Eine Reise zu Ingeborg Bachmann

237 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-57686-7

Originaldokument

Anreise

© Verlag C.H.Beck

Dieses ist ein Reisebuch, und die Reise, die darin stattfindet, führt durch europäische Haupt- und Großstädte, zweimal aber auch in die Provinz: Rom, Paris, Zürich, Berlin, Wien, Klagenfurt und Ischia heißen die Stationen.

Es sind die Lebensorte der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann – Orte, an denen die Autorin sich lange aufhielt, aber auch solche, an denen ihre Biografie eine entscheidende Wendung nahm. Allein, wer die Lebensstrecke auf der Landkarte verfolgt, erkennt, dass in dieser Geschichte zum Air der großen Welt immer auch die abgelegeneren, die beengteren Räume gehörten.

Wer dagegen den anderen Weg einschlägt und sich zunächst in Ingeborg Bachmanns Werke vertieft – Gedichte, Hörspiele, Opernlibretti, Erzählungen und Romane –, wird sich ebenfalls bald an denselben Schauplätzen wiederfinden: im *Centro storico* der Stadt Rom, im III. Wiener Bezirk und im Quartier Latin in Paris, im Berlin der Jahre nach dem Mauerbau, an den Küsten des Mittelmeers oder zwischen den Flüssen, Bergen und Seen Kärntens (New York, Prag, Ägypten und der Sudan kommen noch hinzu, dorthin führten einige der literarisch wichtigsten Reisen).

So ist beides in dieser Lebensgeschichte immer aufs

Engste miteinander verwoben: ein oft wie getriebenes Hin und Her der Autorin auf dem europäischen Kontinent und ihre Zurückgezogenheit auf die Arbeit, das alltägliche, physische Dasein und die Literatur. Wer Ingeborg Bachmanns Gedichte und Prosa liest, wird unweigerlich mit ihren Lebensstationen Bekanntschaft machen. Und wer ihrer äußeren Lebensbewegung folgt, stößt dabei immer auch auf ihr Werk.

Beides aber scheint mittlerweile fest eingesponnen in ein Netz aus Mythen. Die Dichterin, geboren 1926 in Klagenfurt, hatte sich der Öffentlichkeit als eine Priesterin der Dichtkunst präsentiert, balancierend zwischen irdischer Verwirrtheit und höherem Wahn; das Publikum wie die Medien ihrer Zeit hatten diese Vorstellung freudig angenommen. Daneben aber kursierten andere Bilder, die *La Bachmann* als erlesen gekleidete Gesellschaftsdame zeigten, als politisch engagierte Intellektuelle oder auch als eine Frau, deren unselige Liebesaffären legendär waren, die ihre Zuflucht zu Alkohol und Tabletten nahm. Aus diesen bunten Scherben setzte sich zu ihren Lebzeiten das Bachmann-Kaleidoskop zusammen, und je nach Drehung war darin mal diese, mal jene Person zu erkennen. Erst als sie im Jahr 1973 in Rom, 47 Jahre alt, an den Folgen eines mysteriösen Brandunfalls starb, schienen die verschiedenartigen Bilder endgültig in eins zu fallen: Nur die Tragödin überdauerte.

Das Tragische und Verdunkelte war andererseits ohnehin die Seite, von der her das Werk überwiegend gelesen worden war: Auf die gefeierte Lyrik, die das Bedrohliche wie das Bedrohte der menschlichen Existenz ins Licht ge-

stellt hatte, folgte die Prosa über verzweifelt Suchende, über verzweifelt scheiternde Lebens- und Liebesgeschichten. Und als lange nach Ingeborg Bachmanns Tod schließlich auch ihre unvollendete Trilogie der «Todesarten»-Romane zu lesen war, standen die weiblichen Heldinnen plötzlich ebenso wie ihre Autorin als Opfer der patriarchalen Ordnung da.

Diese einander potenzierenden Bilder lasten auf der Wahrnehmung von Autorin und Werk wie eine Grabplatte. Doch gerade weil alles hier so fugendicht zusammenzupassen scheint, stimmt es zugleich skeptisch: War denn da gar nichts Lebendiges hinter all dem Leiden? Sollen wir uns Ingeborg Bachmann als einen unablässig zu Tode betrübten Menschen vorstellen? Gab es keine handelnde, aktive, fordernde, womöglich auch heitere Person? Und erzählen ihre Gedichte wie die Prosa nicht oft zugleich noch eine andere Geschichte als die vom unabwendbaren Unheil?

Mit solchen Fragen beginnt unsere Reise. Im Jahr 2006, als die Schriftstellerin 80 Jahre alt geworden wäre, brachen wir auf, um endlich einen Blick hinter die Legenden zu tun. Dieser sollte zuallererst die Orte erfassen, an denen die Lebensgeschichte stattgefunden hatte – dort waren Menschen, die Ingeborg Bachmann nahe gekannt hatten: Freunde, Verwandte, aber auch solche, die mit ihrem Werk besonders vertraut sind, nach ihrem heutigen Bild von der Ausnahme-Autorin zu befragen. Nicht zuletzt aber ging es darum, die Anblicke von Städten und Landschaften, wie sie heutigen Reisenden begegnen, in denjenigen zu spiegeln, die uns aus Ingeborg Bachmanns Gedichten, Erzäh-

lungen und Romanen entgegenkommen – das Reise-Ziel war ein Bild aus Vergangenheit und Gegenwart, aus literarischen Texten, Menschen- und Städtebildern.

Unser Zickzackkurs durch Europa setzt dort ein, wo Ingeborg Bachmanns Lebensgeschichte endete: in Rom, das zugleich der Ausgangspunkt ihrer internationalen Dichterinnen-Karriere gewesen war. Von hier aus führt der Weg von Ort zu Ort immer weiter in Leben und Werk zurück. Weshalb er dennoch nicht in der Geburtsstadt zu seinem Ende kommt (wo Ingeborg Bachmann auch begraben liegt), soll der Reiseverlauf selbst begründen – was als eine Suche nach Schauplätzen und Personen begann, entpuppte sich mit der Zeit als eine biografische Abenteuerreise in die Literatur; sie soll darum auch hier das letzte Wort haben.

Für hartgesottene Bachmann-Spezialisten ist so etwas natürlich nichts: Sie wissen alles schon (oder sollten es doch). Geschrieben ist dies Buch vielmehr für all diejenigen, die – wie die Reisende selbst – Lust haben, sich in anderen Städten umzuschauen und dabei auf Menschen zu treffen, die eine Geschichte zu erzählen haben, Geschichten von der alltäglichen Ingeborg Bachmann in diesem Fall. Vor allem jedoch meint es die Leser, die eine Dichterin und ihr Werk an deren einstigen Orten für sich (wieder) entdecken wollen: ein Buch für all jene, die gern unterwegs sind – an Orten, in Lebensgeschichten und in der Literatur, die zu beiden gehört.

Originaldokument

I Rom

© Verlag C.H.Beck

I

Das Flugzeug landet verspätet in Ciampino. Es ist acht Uhr am Abend, ein Abend Ende Oktober, und stockfinstere Nacht scheint schon jetzt über die römische Campagna hereingebrochen zu sein – dazu regnet es, regnet, regnet und regnet in Strömen. In der fensterlosen Ankunftshalle, einem wie provisorisch aufs Gelände dieses ehemaligen Militärflughafens gesetzten Metallschuppen mit Wellblechdach und rohem Betonboden, herrschen Gewusel, Geschubse, Gerenne, Geschrei. Abgerissen und müde wirkende ältere Männer halten Papptafeln mit Namen hoch – von Personen, vielleicht auch von Pensionen oder kleinen Hotels –, draußen wird hörbar um Taxis gefeilscht. Mehrere Maschinen sind offenbar in kurzem Abstand voneinander angekommen, die Gepäckfließbänder rotieren noch leer, es wird schwer zu erkennen sein, welche Koffer zu welcher Maschine gehören. Und trotz des Lärms hört man den Regen aufs Blechdach schlagen. Jeder möchte so schnell wie möglich fort von hier, aber wie?

Eine Szene, die zur Regenzeit auf einem Wüstenflughafen spielen könnte oder auch in einem Hafenschuppen für gerade gelandete Migranten, die keiner haben will. Dass dies hier ein Tor zur Ewigen Stadt Rom sein könnte,

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck

darauf käme man wohl zuletzt. Nähme man freilich, im Versuch, Ciampino zu entkommen, nicht den Weg über die im hellen Licht der Bogenlampen verlassen daliegende Autobahn – die Gewissheit, auf sehr altem Boden zu gehen, stellte sich schneller ein. Denn gar nicht so weit vom Landeplatz, wo jetzt ein Sturm in die Palmen fährt und die Menschen zu Autos und Bussen hasten, beginnt die *Via Appia Antica*. Wer diesen Weg benutzt, rumpelt über Kopfsteinpflaster, von dem man glauben möchte, schon römische Eselskarren seien darauf ins Schlingern geraten, müde Legionärsfüße hätten sich darüber hinweggeschleppt. Links und rechts der schmalen Straße zeichnen sich in der Nachtschwärze die Umrisse alter Zypressen ab, dann und wann taucht eine von Glühbirnen-Girlanden gerahmte Trattoria am Wegrand auf und verschwindet wieder, Hinweisschilder deuten auf die Einstiege zu Katakomben, in denen zweitausend Jahre zuvor die Christen ihre Treffpunkte hatten; man denkt an die Reihen von Totenschädeln, die dort unten in Wandnischen im Schein von Fackeln ruhen und die Touristen schauern machen. Aber irgendwann gelangen wir über die düstere Anfahrt wieder ins Hellere, die ersten, von Scheinwerfern angestrahlten antiken Gebäude zeichnen sich am Horizont ab, der Verkehr nimmt zu und mit ihm Licht und Lärm – da ist es also wirklich: Rom!

2

Die erste Annäherung Ingeborg Bachmanns an die Stadt ihrer Wahl, dieses in immer neuen Anläufen im Laufe zweier Jahrzehnte wieder und wieder angesteuerte Zen-

trum ihrer Versuche, einen Ort zum Leben und Bleiben für sich zu bestimmen, diese erste Annäherung liegt ziemlich auf den Tag genau 55 Jahre zurück. Wir stellen uns eine 27-Jährige vor, nicht besonders groß, nicht besonders klein, dunkelblond, kurze Haare, alltägliche, also eher einfache Kleidung und ausgerüstet mit einem Koffer oder zweien, so langt sie an der *Stazione Termini*, dem Hauptbahnhof Roms an. Es ist ein Oktobertag im Jahr 1953. Die junge Frau stammt aus Klagenfurt, der kleinen österreichischen Stadt am Fuße der Karawanken, nicht weit vom Wörthersee gelegen, die Grenze zum sozialistischen Jugoslawien verläuft deutlich näher an der Stadt als diejenige nach Italien, ein Grenzposten ist dies also, und noch 15 Jahre zuvor hat sich hier der deutsche «Führer» Adolf Hitler auf dem Balkon des Hotels «Sandwirt» von den 1938 ans Deutsche Reich angeschlossenen Kärntnern zujubeln lassen, ein idyllisches Städtchen, in dem Fremde, wenn sie fremd aussahen, in den Jahren vor und nach dem Krieg nicht gern gesehen waren, fremde Sprachen nicht gern gehört wurden.

Diese Stadt hat die junge Frau verlassen, so schnell, wie es eben möglich war: Der Krieg war vorüber, und über Graz und Innsbruck war sie schließlich 1946 als Studentin nach Wien gekommen, in die zerbombte, vom Schwarzmarkt beherrschte Hauptstadt, in der man beschäftigt war, unter alliierter Aufsicht die internen Angelegenheiten dergestalt neu zu ordnen, dass die eigene, noch frische Verquickung mit dem NS-Regime nicht unmittelbar ins Auge fiel, die alten Machtzentren jedoch möglichst unangetastet blieben. Die junge Frau, die sich dort im Gewirr des Beziehungssystems zu orientieren versuchte – von den

Wienern wegen ihres unüberhörbaren Kärntner Akzents als «Trampel» vom Land verachtet –, hatte Prosa geschrieben und Gedichte, auch Dramen, als Schülerin schon, und war noch während ihres Studiums in die kleinen, von Emigranten bestimmten literarischen Zirkel Wiens aufgenommen worden. Und als sie dann das Frl. Dr. Bachmann war, mit 24 Jahren «summa cum laude» promoviert mit einer Arbeit in Philosophie, hatte sie alsbald begonnen, den nächsten Schritt vorzubereiten: ihren Abgang aus dem Spinnennetz der Kapitale in die weitere Welt, nicht als eine irgendwo bedienstete Person, sondern als Dichterin. Zielstrebig, beharrlich und mit Raffinesse hatte sie dafür das ihr Mögliche unternommen, wie alles, was sie in den kommenden Jahren für ihr dichterisches Fortkommen noch ins Auge fassen sollte; von außen wurde diese spezifisch Bachmann'sche Verbindung von intensiver literarischer Arbeit mit der für eine internationale Dichterinnenkarriere unabdingbaren Beziehungsarbeit zumeist gar nicht bemerkt. Und ebenfalls früh schon hatte sich noch ein drittes Element gezeigt, das Ingeborg Bachmanns Daseinsweise als Poetin von Weltruf kennzeichnen sollte: eine bestechende Furchtlosigkeit, vielleicht auch Bedenkenlosigkeit, wenn es um die materielle Absicherung ihrer Existenz ging. Fest steht: Hätte sie über diese Eigenschaft, materielle Fragen großzügig beiseitezulassen, nicht verfügt – sie hätte schon den ersten Schritt fort von Wien niemals getan. Und wäre also niemals mit dem festen Vorsatz, künftig als freie Dichterin hier zu leben, in diese Stadt gelangt: nach Rom.

[...]